

Viel zu sehen gibt es nicht im Waiblinger Stadtmuseum. Einige Exemplare von römischem Gebrauchsgeschirr: Schüsseln, Töpfe, Teller, Krüge und Amphoren, die bei einer Grabung vor Ort gefunden wurden; einige wenige historische Geräte und Werkzeuge zum Gerberhandwerk, auf einem kleinen Podest eng in der Mitte eines Raumes zusammengestellt; eine Küche mit sechs Töpfen, der früheste ein Keramikgefäß aus dem 3. Jahrhundert, der jüngste ein Dampfkochtopf aus aktueller Produktion – 2000 Jahre Küchengeschichte und Kochkultur im Zeitraffer präsentiert. Bei einem ersten flüchtigen Rundgang fragt sich der Besucher, prall gefüllte Heimatmuseen gewohnt, ob denn die Waiblinger zu wenig Objekte haben, mit denen sie ihr aufwendig saniertes Haus in der Weingärtner Vorstadt bestücken können. Soll das alles sein, was von der vielzitierten glanzvollen Stauferzeit, was von altem Handwerk, wohlhabenden Bürgern und von der Geschichte der örtlichen Industrie übriggeblieben ist?

Helmut Herbst, Leiter des Waiblinger Stadtmuseums, nimmt mit Blick auf den Sammlungsbestand kein Blatt vor den Mund: im großen und ganzen nichts Besonderes, nicht viel mehr, aber auch nicht weniger als in vergleichbaren Museen dieser Größe. Viele Haushaltsgegenstände aus dem 19. und 20. Jahrhundert, nur sehr wenig aus der Zeit davor, einige Gemälde und Grafiken mit lokalem Bezug, eine kleine Sammlung von Hieb- und Sichwaffen, einige Möbel, Textilien, Handwerksgeräte und so weiter. Um aus dieser Ansammlung von Belanglosigkeiten, nicht selten Flohmarktartikeln, und den wenigen kunsthistorischen wertvollen oder für die Stadtgeschichte wichtigen Objekten ein attraktives Stadtmuseum zu gestalten, mußte eine schlüssige Konzeption entwickelt werden.

*Das Besondere im Alltäglichen zeigen –
das Museumsgebäude von 1550 und seine Bewohner*

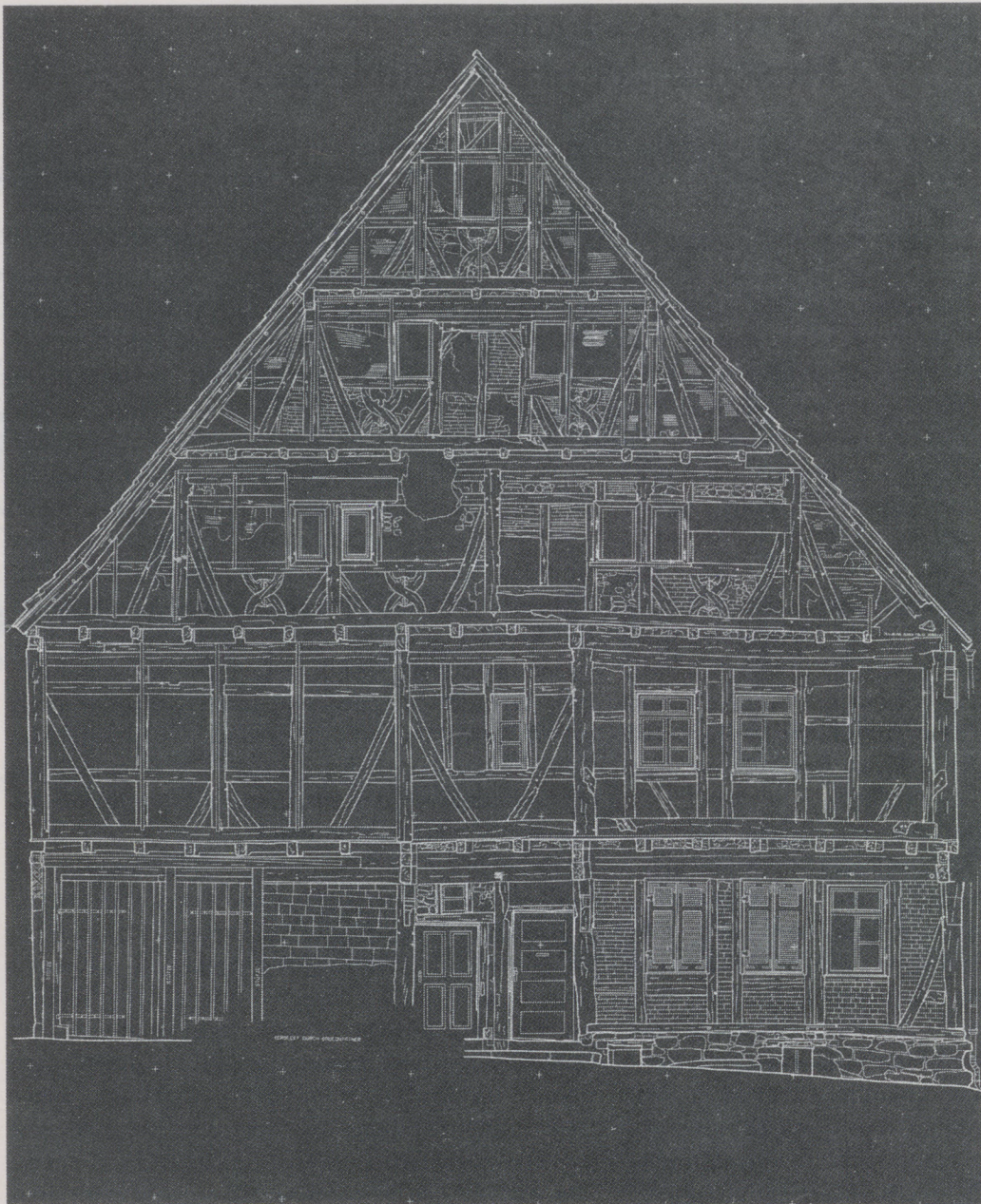
Die Entscheidung hierüber stand an, als das Museum im letzten Jahr die neuen Räume im früheren Gerberhaus bezog. Die Stadt Waiblingen entschloß sich zu einer Art der Darstellung, die nur vordergründig banal scheint, nämlich das Besondere im Alltäglichen zu zeigen. Im Zentrum der Darstellung stehen das geschichtsträchtige Museumsgebäude und seine Bewohner. Was andernorts zu einem eher unüberwindbaren Gegensatz geführt hat, daraus

hat man in Waiblingen eine Tugend gemacht: die Nutzung eines historischen Denkmals als modernes Museum.

Die Verknüpfung der Bau- und Nutzungsgeschichte des Hauses mit einzelnen Etappen der Waiblinger Historie hat zu einem Museumskonzept geführt, das vom Besucher genaues Hinsehen verlangt. Wer aber bereit ist, sich auf die Details des Fachwerkhauses einzulassen, für den kann ein Museumsrundgang eine spannende und zugleich lehrreiche Lektion sein. Denn bei der Restaurierung haben die Denkmalschützer von vornherein darauf geachtet, daß die architektonischen Besonderheiten und das, was die Bewohner hinterlassen haben, am Gebäude «ablesbar» bleiben. Man ist gar nicht erst der Versuchung erlegen, das windschiefe und heruntergekommene Haus auf einen vermeintlichen Idealzustand «wie neu» zu renovieren. Die Fachwerkkonstruktion und die Wände wurden weitgehend belassen und nur gesichert beziehungsweise so rekonstruiert, daß sie dem ursprünglichen Zustand möglichst nahe kommen.

Die dendrochronologischen Untersuchungen der verbauten Hölzer ergaben zweifelsfrei, daß das Gebäude zwischen 1550 und 1553 erbaut wurde. Denn nach insgesamt vierzig Untersuchungen haben sich keine Anhaltspunkte ergeben, die auf eine frühere oder spätere Datierung schließen lassen. Zu dem Hausbau wurden damals nur frisch geschlagene Hölzer verwendet. Damit ist das aus Eiche, Tannen und Fichten bestehende Fachwerkhaus eines der wenigen erhaltenen Bauerzeugnisse in Waiblingen, das aus der Zeit vor dem Stadtbrand von 1634 stammt. Obwohl das Gebäude relativ groß ist, steht es mit seiner eher schlichten Ausstattung für viele Wohn- und Fachwerkhäuser in Waiblingen, die längst verfallen sind.

Der imposante Fachwerkbau mit dem steilen, drei Stockwerke überdeckenden Satteldach ruht auf einem Fundament aus Steinblöcken. Schachtelförmig steht darauf das tragende Gerüst aus stockhohen Ständern, das durch das Gefüge, also durch die aussteifende Holzkonstruktion, gesichert wird. Die Hölzer sind untereinander verzapft, teilweise noch verblattet, eine früher gebräuchliche Zimmermannstechnik. Vor der Sanierung wurde mit Hilfe der sogenannten Fotogrammetrie eine detailgenaue Bestandsaufnahme des Gebäudes angefertigt. Von den asymmetrischen Bauskelett, das sich an der südlichen Giebelseite nach dem Straßenverlauf



Vor der Sanierung des Hauses Weingärtner Vorstadt 20 in Waiblingen fand eine sorgfältige Bestandsaufnahme statt. Neben einer fotogrammetrischen Aufnahme – hier die Südfassade – wurden vierzig dendrochronologische Untersuchungen durchgeführt.

richtet, ließ man ein Modell anfertigen, das in der oberen Bohlenstube aufgestellt ist. Auch dem technischen Laien wird die komplizierte Fachwerkkonstruktion am Modell verständlich.

Ergänzend zu den bauhistorischen Untersuchungen hat man die Nutzungsgeschichte des Hauses in den Archiven verfolgt. Aufgrund der Besitzverhältnisse kann man davon ausgehen, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg mindestens zwei Handwerkerfamilien gleichzeitig im Haus gewohnt und gearbeitet haben. Die im Kellerbereich gefundenen Gruben aus Holz und Stein, von denen eine noch erhalten ist, gehörten mit ziemlicher Sicherheit zu einer Weißgerberwerkstatt, die vor 1716 hier betrieben wurde. Für eine Gerberwerkstatt spricht auch der große Dachstuhl, auf dem die Häute zum Trocknen

aufgehängt werden konnten. Größe und Lage des Hauses im ehemaligen Gerberviertel legen es nahe, daß es ein reicher Gerber war, der dieses Gebäude in der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtete. Es ist auch denkbar, daß mehrere Gerber sich in einer Art Genossenschaft zusammaten, um gemeinsam ein Gerberhaus zu betreiben.

Viehställe, Werkstätten und Wohnräume – bei der Sanierung museale Nutzung eingeplant

Man muß davon ausgehen, daß das Haus von Anfang an sowohl Wohn- als auch Produktionsort gewesen ist. Die größeren Räume dienten als Werkstätten oder bei landwirtschaftlichen Nutzung im Unterbau als Viehställe. Die kleineren Zimmer

dürften mit Ausnahme der zwei Bohlenstuben und der damit verbundenen Küchen wohl Schlaf- und Lagerräume gewesen sein. Im 17. und 18. Jahrhundert wechselten die Besitzer, teilweise gehörte das Haus mehreren Parteien. 1740 verkaufte die Witwe des Ezechiel Schlegel ihren Anteil am Haus, sicherte sich aber im Kaufvertrag ein Wohnrecht auf Lebenszeit. Das «Cabinet», das ihr zustand, war ein in der oberen Bohlenstube abgetrennter Raumteil in dem die Witwe ihren privaten Besitz unterbringen und wohnen konnte. Eine vor der Sanierung noch vorhandene Backsteinmauer, die ein Drittel der Bohlenstube in zwei Bereiche schnitt, dürfte ein erweiterter Ausbau des «Cabinets» gewesen sein. So erklärt sich dem Besucher diese bauliche Besonderheit, die man bei der Sanierung bewußt sichtbar gelassen hat.

Solche Details zur Hausgeschichte werden auf Schrifftafeln erläutert, die an verschiedenen Stellen

im Innern angebracht sind. Die unauffälligen, bedruckten Glasplatten geben in wenigen Sätzen Orientierungshilfen zur Biographie des Hauses und seiner Bewohner. Im Erdgeschoß etwa haben die Restauratoren das Fachwerk nicht gänzlich freigelegt, sondern an einer Stelle die originalen Putzschichten und Tapetenfolgen von 1553 bis 1980 sichtbar gemacht. Unter der gar nicht musealen Frage «Was macht Rotkäppchen an der Wand?» werden die verschiedenen Möglichkeiten der Wandgestaltung vom farblichen Putz bis zur bedruckten Tapete mit Märchenszenen aufgezeigt. Wer auf solche Feinheiten am Rande achtet, der kann anhand von Indizien auch ablesen, wie sich etwa die Nutzung der Wohnräume von der Werkstatt bis hin zum Kinderzimmer im 20. Jahrhundert verändert hat.

Vielfache Irritationen löst auch ein abgeklemmter Schaltkasten im Flur des erste Stockwerkes aus.



2000 Jahre Küchengeschichte im Zeitraffer: Im Vordergrund ein antikes Kochgefäß, ganz hinten ein Dampfkochtopf aus aktueller Produktion.



Ein Blick in den Flur im Obergeschoß zeigt die Arbeit der Restauratoren und Handwerker. Links eine freigelegte Pflöckewand, vorne eine freigelegte, rechts eine neu bemalte Wand; die Bodendielen sind neu angefertigt.

Daß dieses häßliche Gerät aus den 30er Jahren in dem historischen Gebäude belassen wurde, gehörte zum Prinzip des Waiblinger Stadtmuseums. Denn mit der Elektrifizierung der Wohnhäuser zu Beginn des 20. Jahrhunderts endete eine lange Wohntradition, die vom natürlichen Tageslicht bestimmt wurde. Schaltkasten und Leitungen auf dem Putz zeugen von der Veränderung des Lebensrhythmus durch die Elektrizität: Mit dem künstlichen Licht konnten die Räume des Hauses bis in die Nacht hinein erleuchtet werden. Die Erhaltung solcher Relikte ist auch Ausdruck eines neuen Denkmals- und Museumsverständnisses, das nicht nur das Schöne und Wertvolle für die Nachwelt aufbewahren will. Welche Umwälzungen die Industrie für das alltägliche Leben mit sich brachte, wird zum Beispiel an technischen Geräten deutlich, die nach herkömmlichem Museumsverständnis nicht «wertvoll» sind.

Ein Rundgang durchs Museum der Stadt Waiblingen beginnt mit den Räumen im Erdgeschoß, die

für Wechselausstellungen reserviert sind. In Waiblingen heißt das in erster Linie Kunstausstellungen. So werden von November 1992 bis Februar 1993 im Rahmen des regionalen Skulpturenprojektes «Platzverführung» Werke des englischen Künstlers Richard Deacon gezeigt. Kunstausstellung und historisches Stadtmuseum werden nicht als Gegensatz aufgefaßt, sondern sie ergänzen sich im Waiblinger Stadtmuseum.

Auch das historische Fachwerkhaus selbst hat künstlerische Qualitäten. An einer der Wände des ersten Raumes, den man betritt, ist der Putz von den Gefachen entfernt worden, um zu zeigen, mit welcher unterschiedlichen Materialien die Zwischenräume zwischen den Hohlbalken aufgefüllt sind. Das Relief aus übereinandergestülpten Ziegeln, aus geflochtenem Reisig, aus Lehm, Stroh und Holz wirkt wie eine eigenständige Skulptur. Im ersten Stockwerk hat man beispielhaft eine mit Holzpflocken gespickte Bohlenwand freigelegt. Die einzig Funktion der bizarren Holzmagelland-

schaft, die von Günther Uecker stammen könnte, ist die, dem dazwischen geschmierten Lehmputz genügend Halt zu geben. Solche Freilegungen ermöglichen ganz ungewöhnliche Perspektiven in das Innenleben des Hauses, und sie offenbaren, daß das historische Gebäude auch ästhetische Reize in sich birgt.

Das Untergeschoß führt zu Vorgängerbauten, die noch am Verlauf von Mauerresten im Grundriß erkennbar sind. An dieser Stelle des jetzigen Fachwerkhäuses standen vermutlich zwei kleinere Häuser. Bei der Freilegung des alten Gewölbekellers wurde sichtbar, daß der Kellerboden zunächst mit Bruchsteinen zugeschüttet wurde. Darauf kamen große Sandsteinplatten. Das Auffüllmaterial besorgte man sich aus dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Stadtgraben. Über einer dichten Lehm-schicht befindet sich wild durcheinandergemischter Kulturschutt aus verschiedenen Jahrhunderten: Glassplitter, Keramik, Holzreste auch eine Münze aus dem Jahr 1894 wurde gefunden. An dieser Stelle hat man einen Rest des Auffüllmaterials belassen, der wie eine Materialcollage im Raum steht.

Glorreiche Stauferzeit –

Wunschdenken und historische Tatsachen

Hier im Keller des Waiblinger Stadtmuseums sind archäologische Funde und ein kleines Lapidarium, «Römischer Götterhimmel» benannt, ausgestellt. Die meisten Fundstücke stammen aus Grabungen in Waiblingen, bei denen man eine römische Töpferei gefunden hat. In einem modernen Anbau, der sich an die Räume im Untergeschoß anschließt, wird auf unspektakulären Bild-Text-Tafeln und mit wenigen Objekten ein heikles Thema angesprochen: Waiblingen und die Stauer. Bis heute sonnt sich die Stadt in ihrer vermeintlich glanzvollen Geschichte zur Zeit der Stauer. In einem offiziellen Stadtprojekt des Verkehrsamtes (Jahrgang 1992) liest sich das so: *Unter den drei Kaiser-Geschlechtern des Mittelalters: den Karolingern, den Saliern und den Stauern erlebte Waiblingen seine berühmteste Zeit. In Erinnerung an jene Glanzzeit wird Waiblingen auch als «Stauer-Stadt» bezeichnet. Aus jener Zeit stammt der Schlachtruf: «Hie Welf!» – «Hie Waibling!»* Das Museum rückt die Stauer-Euphorie ins richtige Licht, indem die historischen Fakten präsentiert werden. Das Ergebnis sieht nicht gut aus für Stadtwerber, die sich auf die lokale Tradition und das wohlklingende Kaisergeschlecht berufen.

Mit seinem im Jahr 1157 begonnenen Geschichtswerk benannte der Neffe des Kaisers Barbarossa, der Abt und Bischof Otto von Freising (1111/14-1158), die salischen Kaiser nach der Stadt Waiblingen:

Heinricorum de Gueibelinga. Diese Überlieferung wird in der Folgezeit von Chronisten immer wieder aufgegriffen und so eine Verbindung der Bezeichnung Waiblingen mit der Dynastiegeschichte des frühmittelalterlichen Hochadels hergestellt. Doch mehr läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht erschließen. Für innige Kontakte zwischen den Herrschern und der Gemeinde finden sich keine Belege.

Im frühen 19. Jahrhundert verarbeitet der Schriftsteller der Romantik, Achim von Arnim (1781-1831), die Legende in seinem Sagen-Roman *Die Kronenwächter* (1817). Dabei wird die Waiblingen-Stauer-Beziehung als Sinnbild einer glorreichen staufischen Reichsvergangenheit verklärt. Im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Zeit stellen reaktionäre und nationalistischen Kräfte die kaisertreue Reichsidee dem demokratischen Staat entgegen. Auch nach 1945 wird die Legende kritiklos übernommen. Das Notgeld aus dem Jahr 1923 mit dem Konterfei Barbarossas, die ausgestellte Limonadenflasche (haltbar 9/92) *Ghibellinen Perle*, die Gedenkmünze aus dem Jahr 1977 *Waiblingen gab Saliern und Stauern den Namen* – nichts als historisierendes Wunschdenken, nichts als Schall und Rauch.



Nur dort, wo die Untersuchungen auch einen sicheren Befund ergaben, haben die Restauratoren die erhaltenen Dekorstreifen gesichert. Auf Beschriftungstafeln werden Erläuterungen zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner gegeben.

*Waiblingen am Boden zerstört –
Stadtbrand 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen*

Solchermaßen aufgeklärt über den Umgang mit Geschichte kommt der Museumsbesucher ins Obergeschoß, wo sich der erste Raum mit den Gerbern und ihrem Handwerk beschäftigt. Das Zimmer, das nach Norden hin ansteigt, macht den Besucher schwindelig: Hier wurde bei der Sanierung nichts begradigt. Vor einer Stoffbahn mit der aufgedruckten Redensart *Stinkende Hände machen reiche Leute*, die als Motto über dieser Abteilung steht, werden die Areitgänge beim Gerberhandwerk gezeigt.

Daran schließt sich eine Darstellung des wohl einschneidendsten Ereignisses in der Stadtgeschichte an, des Stadtbrands von 1634. Die Truppen des katholischen Kaisers besiegten in der Schlacht von Nördlingen die protestantischen Schweden, denen sich auch die Württemberger angeschlossen hatten. In einem Straffeldzug fielen die kaiserlichen Truppen im Remstal ein und zerstörten Städte und Dörfer. Der württembergische Herzog, seine Beamten und viele Bürger versuchten, sich durch Flucht ins Ausland zu retten, so auch zahlreiche Bewohner Waiblingens. Der Chronist und spätere Vogt der Stadt, Wolfgang Zacher (1606-1689), beschrieb den Überfall, der ohne jede Gegenwehr erfolgte: *Zur Mittagszeit steckten die Eroberer die verödete Stadt samt*

der schönen, draußen jenseits der Brücke gelegenen Pfarrkirche in Brand und legten so die ganze Stadt mit zwei Vorstädten gänzlich in Asche. Dabei erstickten und verbrannten viele Bewohner, die sich in Scheuern, Taubenhäusern und Kellern verborgen hatten. In der Stadt war ein grausamer Anblick. Es dürfte bei der Zerstörung Jerusalems kaum schlimmer zugegangen sein. Noch sechs Wochen nach der Feuerbrunst brauchte man weder Feuer noch Licht. Die arme Stadt glich einer Mördergrube, durch die bei Nacht kein fremder Mann durchzureisen wagte. Uhu und Eulen bauten ihre Nester, Füchse und Hasen hegten ihre Jungen, die zum Teil gefangen und verzehrt wurden.

Nur wenige steinerne Überreste sind aus der Zeit vor dem Stadtbrand überhaupt noch vorhanden, und einige davon werden in einer sogenannten Inszenierung präsentiert. Eindrucksvoller als die szenische Darstellung ist freilich ein Erdprofil mit verschiedenen Schichten, das einem nach 1634 nicht mehr genutzten Grundstück entnommen wurde. Die verheerenden Folgen der Zerstörung sind als schwarze, nicht einmal zentimeterdicke Ader in dem Erdblock zu erkennen. Von Waiblingen war so gut wie nichts mehr übriggeblieben, außer einigen wenigen Gebäuden, darunter das heutige Stadtmuseum. Der Wiederaufbau kam einem Neuanfang gleich, und es dauerte mehr als hundert Jahre, bis die alte Bevölkerungsdichte wieder erreicht wurde.



Eine Inszenierung zum verheerenden Waiblinger Stadtbrand von 1634. In dem Erdprofil aus einem Grundstück, das nach dem Brand nicht mehr bebaut wurde, zeigt der schwarze Streifen die Brandschicht.

In der Abteilung Gerber werden Handwerkszeug und Lederprodukte gezeigt. Von links nach rechts: Treibriemen, Geldkatze, die als Riemen um den Leib getragen wurde, und Lederhose.



Ton und Ziegel – römisches Vorbild bei der Industrialisierung der Stadt

Mit der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet Waiblingen dann wieder Anschluß zu vergleichbaren Städten, die sich ohne einen solchen tiefgreifenden Einschnitt entwickeln konnten. Charakteristisch für Waiblingen war die Ziegelindustrie, die neben der Seidenstoffweberei eine wichtige Rolle spielte. Seit der römischen Besiedlung nutzte man das reiche Tonvorkommen in der Stadt und Umgebung. Die Familie Bihl, in deren Besitz schon ein handwerklicher Ziegeleibetrieb war, begründete die industrielle Ziegelproduktion. Ausgangspunkt für eine florierende Fabrik waren römische Wasserleitungsrohre aus Ton. Ernst Bihl erkannte, daß die tönernen Leitungsrohre billiger und weniger anfällig waren als die bis dahin gebräuchlichen Holzteichel. Er entwickelte eine hydraulische Presse zur Fertigung solch tönerner Teichelrohre. Diese Erfindung ließ er sich patentieren und machte die Firma damit zu einem erfolgreichen Unternehmen. Eine weitere Großziegelei produzierte mit dampfkraftbetriebenen Maschinen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend Kamine.

Die Stationen der Waiblinger Industriegeschichte werden im Dachgeschoß des Museums angesprochen. Die Abteilung beginnt mit einer Sammlung von gestalteten Ziegeln. Die große Anzahl von sogenannten Feierabendziegeln sind eine wirkliche Spezialsammlung in den Beständen des Museums und neben derjenigen des Württembergischen Landesmuseums sicherlich eine der bedeutendsten. Feierabendziegel, die vor allem in Südwestdeutschland vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu finden sind, erlauben nicht nur Einblicke in den Herstellungsprozeß; sie vermitteln auch Nachrichten über das Denken, Empfinden und die Vorstellung in vergangener Zeit.

Helmut Herbst, der 1988 eine große Sonderausstellung zu diesem Thema präsentierte, bevorzugt allerdings den neutraleren Begriff «gestaltete Ziegel». Sie sind mit Texten, Zahlen, Abbildungen aller Art versehen, die bei der Entstehung in den weichen, noch ungebrannten Lehm eingedrückt werden. Gestaltete Ziegel können mit Abdrücken von geschnitzten Modellen oder einfach mit Wellenlinienmustern verziert sein, die mit den Fingern erzeugt worden sind. Es gibt Ziegel mit lateinischem Text, meist religiösen Inhalts; man findet sakrale und profane Motive, Szenen aus dem Alltagsleben und



In dem Waiblinger Museumsgebäude befanden sich ursprünglich eine oder mehrere Gerberwerkstätten. Das steile Dach, das drei Stockwerke umschließt, diente dazu, Häute zu trocknen und zu lagern.

Sinnsprüche aller Art. Die religiösen Inhalte machen unter den Ziegelmotiven bis zum 17. Jahrhundert den Schwerpunkt aus, gehen danach aber durch die weltlichen Einflüsse der beginnenden Aufklärung rapide zurück. Reine Schmuckziegel entstanden aus der Freude des Zieglers heraus, ein schönes Dekor anzufertigen, und sind meist undatiert, während solche Ziegel, die die Herstellung dokumentieren, von den Ziegeln signiert und meistens mit einem Datum versehen sind.

Das Waiblinger Museum, das in seiner letzten Abteilung etwas lieblos-fragmentarisch wirkt, schließt mit dem unvermeidlichen Stadtmodell und mit einer Fotowand, die aktuelle Ansichten aus Waiblingen dokumentiert: Mietskasernen, Eigenheime, Geschäftsstraßen, Spielplätze. Insgesamt hat man den Eindruck eines eher lockeren Museums, das nicht mit Objekten überfrachtet ist und der Phantasie der Besucher genügend Raum läßt. Museumsleiter Helmut Herbst kam es denn auch mehr auf visuelle Eindrücke an denn auf eine mit Fakten gespickte Geschichtsdarstellung. Und tatsächlich kann ein

Rundgang im Waiblinger Stadtmuseum zu interessanten, manchmal auch zu amüsanten Entdeckungen führen, die mehr Einsicht in die Vergangenheit zu vermitteln vermögen als manche museumsdidaktisch gesättigte Einrichtung.

*Museum der Stadt Waiblingen
Weingärtner Vorstadt 20
7050 Waiblingen
Telefon (07151) 1 80 37*

*Anfahrt mit der S2 (Schorndorf) oder S3 (Backnang)
B 14 Abfahrt Waiblingen Mitte*

*Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag 11 bis 13 Uhr und 15 bis 17 Uhr,
Gruppenführungen nach Voranmeldung.*

In diesem Jahr ist ein Museumsführer erschienen, dem auch die Zitate entnommen wurden. Helmut Herbst u. a. (Hrsg.): Museum der Stadt Waiblingen. Braunschweig (Westermann) 1992.